

selbstverantwortlich entscheiden kann, wann und wie sie diese nutzt. Ein solches Pfarrbild erlaubt Momente des Pathischen und das reflektierte Einbringen der eigenen – potenziell brüchigen – Existenz in die Pfarrpraxis.<sup>52</sup>

Werden die spannungsreichen und hochpotenten Krisensituationen, die in den Interviews geschildert werden, im Pfarrberuf gänzlich ausgespart, sobald sie ein Risiko für das Vertrauen der Gemeinde oder auch nur von Einzelpersonen in die Pfarrperson darstellen könnten, geht die Brückefunktion, von der Klessmann spricht, verloren.<sup>53</sup> Dabei können Pfarrer\_innen diese Brückefunktion, für die ein glaubwürdiges individuelles Auftreten wichtig ist, gerade heute starkmachen – angesichts einer sich immer weiter individualisierenden Gesellschaft (Kap. 5.2.2.2 und 5.2.2.3). Anschließend an Henning Luthers Gedanken, dass eine solidarische Haltung den »Riss« in unserer Welt präsent halte, sowie Klessmanns Gedanken zum Vorbildcharakter, muss dieses glaubwürdige Auftreten allerdings im Wissen darum geschehen, dass das Pfarramt eine *heile Welt* wieder darstellen kann noch soll.<sup>54</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen: Angesichts der dargestellten Notwendigkeit von Anerkennung und persönlicher Sichtbarkeit zur Erlangung von Agency und Authentizität im Amtsverständnis der Befragten kann keiner der beiden pastoraltheologischen Ansätze alleinig zufriedenstellen. Der pastoralpsychologische Ansatz mit der Nutzung der Stärke einzelner Persönlichkeitszüge bietet der einzelnen Person zu wenig Schutz, um die Rollen wirklich frei wählen zu können. Der professionstheoretische Ansatz bietet der Person zwar einen besseren Schutz, die vorgeschlagenen Verhaltenszumutungen engen jedoch zu stark ein, um dem auf Gestaltungsfreiheit aufbauenden und die Stärke der eigenen Erfahrung nutzenden Amtsbild gerecht zu werden. Daher bedarf es einer mittigen Position.<sup>55</sup>

## 7.5 Prekäre Autonomie und Widerstandspotenzial: Ekklesiologischer Ausblick

Es zeigte sich, dass die Pfarrpersonen sich aufgrund der Strukturierung der Diskurse einer wiederholten Thematisierung ihrer Geschlechtsidentität und ihrer sexuellen

52 Vgl. Bieler 2017, 33 und 131; Klessmann 2006, 568 sowie Klessmann 2012, 130–132, der von Pfarrer\_innen als »religiösen Übertragungsfiguren« spricht. Vgl. zum Einbringen des eigenen Geschlechts und Begehrrens in »gestisch-körperlichen Interaktionen« Plüss 2008, 200.

53 Vgl. außerdem zum Einbringen von Konfliktpotenzial und Spannungen als Teil der Beziehungsebene Klessmann 2006, 539–540.

54 Vgl. Luther 1992b, 238; Klessmann 2001c, 23 sowie ergänzend Müller 2019, 76–79. Müller spricht nicht von Brückefunktion, sondern von Geburtshilfe. In der modernen pluralisierten Gesellschaft werde die Deutung und Sinnsuche des eigenen Lebens zu einer immer wichtigeren Aufgabe der einzelnen Person. Dieser Gedanke trifft sich mit den oben angeführten Ausführungen Taylors zur Authentizität. Theologisches Deuten setze dabei eine gewisse Sprachfähigkeit der Einzelnen voraus, um ihr eigenes Erleben und ihren Alltag religiös in die Sinnstiftung einzubinden. Diesen Vorgang gelebter Theologie, den Müller vor dem Hintergrund des Priesteramts aller Gläubigen betrachtet, könnten akademisch gebildete Theolog\_innen fördern. Dies setze aber voraus, dass sie selbst ihre Theologie auch in ihrem Leben und mit ihrem Leben verankerten.

55 Vgl. zur unterstützenden Funktion der Pfarrrolle für die Person Wagner-Rau 2009, 20.

Orientierung gegenübersahen. Sie erarbeiteten sich Handlungsspielräume mittels narrativer Strukturierungen und Konstruktionen narrativer Agency. Im Pfarramt, so meine Vermutung vor dem Hintergrund der Empirie, konkurrieren mitunter zwei verschiedenen strukturierte Identitätskonstruktionen: Im Gegensatz zum grundsätzlich als freie Wahl empfundenen Berufsweg steht die Erfahrung der Ausgrenzung aufgrund der eigenen Liebe, Sexualität und Geschlechtsidentität, welche als nicht frei erlebt werden und sich auch durch diese Erfahrung bedingen. Vor diesem Hintergrund konnte gezeigt werden, dass Handlungsspielräume gegenseitige Anerkennung voraussetzen und diese nicht grundsätzlich qua Amt gegeben wird; Vertrauen wiederum ist ein Ausdruck von Anerkennung und wird riskant erworben.

Für einen heterosexuellen cismännlichen Pfarrer stellt sich in der Folge die Frage der an Vertrauen gebundenen Autonomie anders als für eine lesbische transweibliche Pfarrerin (Kap. 5.2.4, 6.2.1.4 und 6.2.2.3). Je nach Kontext in unterschiedlicher Ausprägung, so die Schlussfolgerung, handelt es sich daher im Pfarramt um eine prekäre Autonomie, die gelingende Anerkennungsinteraktionen benötigt.<sup>56</sup> Ihre Anerkennung müssen Pfarrer\_innen, hier schließt das Problem der Deutungshoheiten an, stets neu erringen, sie ist nicht an einen Status quo gebunden.<sup>57</sup> Der Rückgriff auf Rechtfertigungstheologien ermöglicht nun, dass diese Re-Evaluation der Werte (Kap. 6.2.2.2) aber nicht – anders als beim Imperativ der Authentizität – zur alleinigen Aufgabe der Pfarrperson und zur Bedingung der eigenen Existenz wird (Kap. 6.3).<sup>58</sup> Somit bietet sich der einzelnen Pfarrperson hier ein Weg aus der »Authentizitätsfalle«: Das Ziel ist nicht mehr die Suche nach der perfekten Erfüllung des eigenen Selbst und also auch der perfekten Pfarrpraxis, sondern liegt außerhalb ihrer selbst.<sup>59</sup> So kann die betreffende Pfarrperson freier entscheiden, wann welcher Anteil ihrer Persönlichkeit und Identifizierung der Verkündigung und dem Auftrag zuträglich ist.<sup>60</sup> Das Wort braucht, hier folge ich Hermelink, mitunter den Raum außerhalb der institutionellen Regelungen bzw. den eigenverantwortlichen Umgang mit jenen, um sich zu ereignen.<sup>61</sup> Auf der Basis eines so ermöglichten Selbstverhältnisses und Freiraumes können Pfarrpersonen potenziell ganz bewusst Grenzen ziehen und müssen nicht immer als »ganze«, unbrüchige Person auftreten. Dies setzt voraus, dass ihnen das Vertrauen entgegengebracht wird, konstruktiv mit ihrer Autonomie umzugehen. Wird darauf vertraut, dass sie selbst einschätzen können, wann ein

56 Die Betonung der Erwartungssicherheiten verweist ebenfalls auf die Angewiesenheit des Amtes auf Interaktion. In deren Störanfälligkeit sieht Karle schließlich den Grund für die Regelung des Verhaltens; Karle 2001, 71–72.

57 Nur die rechtliche Anerkennung ist an den Status der Berufstätigkeit gebunden, die wertschätzende Anerkennung ist dies nicht. Das ergibt sich aus den kontextuellen Normen, die die Erwartungssicherheiten formen. Vgl. Karle 2001, 112.

58 Vgl. Klessmann 2001, 20–22 sowie Klessmann 2006, 551.

59 So bleibt die Wirksamkeit jedes pastoralen Arbeitens letztlich unverfügbar; Klessmann 2012, 119.

60 Vgl. Klessmann 2006, 539: »Wenn mit Watzlawick die Vermittlung der Inhaltsebene von der Beziehungsebene entscheidend mitbestimmt wird, dann ist Beziehungsgestaltung eine grundlegende Fähigkeit für das Pfarramt.« Takt und Höflichkeit seien Grundlagen für anfängliches Vertrauen. Dabei könne es jedoch nicht bleiben: Auch riskante Prozesse gehörten zur Beziehungsgestaltung dazu.

61 Vgl. Hermelink 2014a, 202–203; Hermelink 2014C, 143–144.

Einbringen oder ein Zurückhalten ihrer lgbtiq\* Identität oder Lebensweise produktiv ist, und dass sie sich Rat holen, wenn ihnen die Einschätzung nicht gelingt, führt dies zu Anerkennung und Selbstvertrauen.<sup>62</sup> Hier ergänzt sich die Freiheit der Rechtfertigung mit der Freiheit des Amts begriffs. Wenn beide Identifizierungen, Pfarrberuf und lgbtiq\*, Anerkennung erfahren und gelebt werden können, nicht bruchlos vereint werden müssen, aber auch nicht versteckt, kann eine Pfarrperson einen CSD-Besuch vollkommen getrennt vom Gottesdienst am darauffolgenden Tag wahrnehmen – ohne dies als persönliche Zerreißprobe zu erleben (Kap. 5.1.3.4, 5.2.1.2). Dies setzt voraus, dass Pfarrer\_innen keine Angst haben müssen, dass *die Kirche* »davon« erfahren könne.<sup>63</sup> Hier schließt sich an, dass an Pfarrer\_innen grundsätzlich derselbe moralische Maßstab – mit derselben Toleranz von Ambivalenzen und Fehlern – angelegt wird wie an Gemeindemitglieder.<sup>64</sup>

Es bedarf also sowohl des Vertrauens in die Amtspersonen, ihre Identifizierung selbstbestimmt zu thematisieren oder nicht zu thematisieren, als auch des Vertrauens in das Amt und in die Gemeinden, Zumutungen auszuhalten. Pfarrpersonen können verschiedene Bereiche ihrer Persönlichkeit einbringen oder gezielt heraushalten, sofern nicht der unhinterfragte Anspruch besteht, eine bestimmte Lebensform darstellen zu müssen.<sup>65</sup> Dieser Anspruch kann sich auch implizit oder versteckt äußern, wie sich in der Darstellung wiederkehrender Gespräche und Thematisierungen zeigte (Kap. 5.1.3.1 und 6.2.2.3). Ob die Darstellung der Lebensform für das Zusammenleben in der Gemeinde relevant oder ob die Beschränkung auf eine bestimmte Lebensform sinnvoll ist, kann sich dann mit der Zeit kasuistisch klären und angepasst werden, statt bereits zu Beginn den individuellen Handlungsraum zu beschränken und damit die Verkündigung zu gefährden. Somit bleibt abzuwarten, ob Unerwartbarkeiten das Vertrauen zwischen Gemeinde und Pfarrpersonen gefährlich schwächen – oder ob sie nicht auch einen Beitrag zu Pluralitätsbildung leisten können.<sup>66</sup> Dies birgt, wie jedes Ringen mit Pluralität und um Gerechtigkeit, immer ein Risiko.<sup>67</sup> Schließlich muss theologisch immer

62 Dies kann dann als Ergebnis gelungener Anerkennung gelesen werden. Zu den stärkenden Auswirkungen, die das Bewusstsein der eigenen Erfahrungen und Grenzen auf das Pfarramt hat, vgl. Klessmann 2006, 546.

63 Gemeint sind hier ihre Arbeitgeber\_innen. In den Interviews wird immer wieder »die Kirche« als Begriff genutzt; konkret ist zum Beispiel der Gemeindekirchenrat, das Presbyterium oder die Superintendentur gemeint.

64 Diesbezüglich sind sich m.E. die gängigen evangelischen pastoraltheologischen Entwürfe einig.

65 Vgl. Klessmann 2012, 162.

66 Dieser Beitrag liegt auch Karle sehr am Herzen, sie macht die Parochie als Ort der Pluralität stark. Hier begegnen sich Klessmann und Karle. Vgl. Karle 2001, 245.

67 Dass es eben nicht unerheblich ist, was als zumutbar gilt und was nicht, was als Gefährdung der Funktionen des Amtes angesehen wird und was als notwendiges Risiko – und dass dies keine theologische Elfenbeinturmdiskussion ist, die mit der Praxis nichts zu tun hätte –, zeigt sich in den Interviews darin, dass das Leben der Pfarrpersonen eben auch dienstrechtlichen Auflagen unterliegt. Diese sind häufig offen gefasst – deshalb ist deren Füllung, auch über die oben erwähnte identitätsstiftende Komponente hinaus, von Relevanz. Verstöße gegen die Auflagen können, wenn etwas als nicht zumutbar eingestuft wird, im schlimmsten Fall dienstrechtliche Konsequenzen haben und Pfarrpersonen vom Dienst ausschließen. Durch Dynamiken der sozialen Rede können sie zudem das Leben vor Ort massiv einschränken. Es geht hier darum, welche Kommunikation

wieder um Anerkennungen gerungen werden, damit Normen weiterhin handlungsstabilisierend wirken, aber nicht stagnieren lassen und nicht wie absolute Wahrheiten erscheinen.<sup>68</sup>

Die große Stärke kirchlich etablierter Normen liegt gerade darin, dass sie gesamtgesellschaftlichen Anerkennungsvorgängen auch widersprechen können. Sie können, wie oben dargestellt, Heterotopien sein sowie durch eigene Agency Momente des Widerstands ermöglichen.<sup>69</sup> Die gerechte Behandlung eines jeden Menschen geschieht *coram Deo* nicht als wertschätzende Anerkennung – sie geschieht unabhängig von Leistung und Eigenschaften allein aus Gnade. Derart ist der Mensch nicht mehr genötigt, stets die Erfüllung des eigenen Selbst zu suchen, sondern kann sich bereits vor allem eigenen Tun in Liebe angenommen wissen. Kirche und Pfarrpersonen weisen auf dieses Rechtfertigungsgeschehen hin. Dieses Verweisen auf Gottes Gerechtigkeit und das Beziehungsgeschehen der Rechtfertigung kann unter anderem geschehen, wenn Kirchen und Pfarrpersonen die menschlichen Kämpfe um Anerkennung bewusst willkommen heißen und sich dem Aufwand und der Mühe dieser riskanten Auseinandersetzungen stellen sowie um die Dynamik von Verkennung und notwendiger Fragmentarität wissen. Kämpfe um Anerkennung bleiben notwendig, weil sie die Bedingung von Handlungsfähigkeit, Identität und Teilhabe sind und somit Anteil christlicher Verantwortung in der Welt. Die befreiende Botschaft verweist schließlich auf das Versöhnungsgeschehen *extra nos* und bezeugt erneut, dass zwar Handlungsfähigkeit, Identität und Teilhabe an menschliche Anerkennung gebunden sind, nicht aber die gesamte Existenz. Kirche und Pfarrpersonen verweisen mit einer Anerkennungskämpfe willkommen heißen Haltung sowohl auf die gerechte Welt Gottes als auch auf das Angewiesensein auf Erlösung und auf das Geschenk der göttlichen Gnade und des »überraschende[n] Vertrauen[s]«.<sup>70</sup>

---

verantwortet werden kann; daher sind Einschränkungen notwendig. Aber diese müssen kontextsensibel und mit einem Bewusstsein davon, wer von der Kommunikation des Evangeliums auf welcher Grundlage ausgeschlossen wird sowie wann ein Risiko auch als verkündigungsfördernd angesehen werden kann, geschehen. Die Bedingungen des Ein- wie des Ausschlusses gehören zum Feld der Dogmatik, in der Reflexion ihrer praktischen Umsetzung und der Beobachtung der Diskurse, aber auch in die Pastoraltheologie.

- 68 Zur Handlungsstabilisierung von Normen vgl. Karle 2001, 112. Kirchen können Orte sein, in denen in Kämpfen um Anerkennung gemeinsam erarbeitet wird, wie Normen entstehen, verhandelt und revidiert werden und lebensdienlich eingesetzt werden können. Lassiter macht mit Rückgriff auf Marshall und Douglas deutlich: Um naturalisierte Normen zu destabilisieren und dadurch Räume mit und für gesellschaftlich marginalisierte Personen schaffen zu können, müssten sich Pfarrer\_innen ihre eigenen homofeindlichen wie rassistischen und antisemitischen Denkmuster bewusst machen. Lassiter 2017, 36.
- 69 Vgl. Hermelink 2014c, 143–144. Mit der Beauftragung einer Amtsperson, den Dienst am Evangelium aufzunehmen, geht also die Pflicht einher, diesen Dienst zu ermöglichen. Klessmann schreibt über die Beauftragung durch die Gemeinde: »Die Nachricht von der heilsamen Zuwendung Gottes zu allen Menschen – trotz all der widrigen Lebenserfahrungen, die dem zu widersprechen scheinen, wird in diesem Raum [in der Gemeinde, hier verstanden als oikos, Anm. FH] weitergegeben und immer wieder neu aktualisiert; zugleich hat die Gemeinde den Auftrag, eben diesen Verkündigungsprozeß zu gewährleisten, indem sie Menschen dazu beauftragt.« Klessmann 2001b, 30–31.
- 70 Klessmann 2001b, 64.

